

Im Blüjet

Autor(en): **Weibel, Rosa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

19. Mai

Im Blüjet.

Von Rosa Weibel.

Vor üsem Hus im Garte
Ich nüt als Bluescht und Gsang.
Und hinger em Hus im Riedli,
Dert blüje d'Bäum scho lang.

Und üje Hans und ds Lisi,
Die gange Hand in Hand
Dür d'Lämmli matte füre,
Mitts us dür ds Bluemeland.

Das macht halt o der Srieblig,
Daß die so zahm cheu tue,
Sie gange jet so hübschli
De Blüemli na em Himmel zue.

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

Der Eindruck, den Meister Bianchis Besuch bei Lis zurückgelassen, verflüchtigte sich wieder. Sie sang und lachte im Haus herum und hielt ihren zierlichen Haushalt in Ordnung. Sie fand etwa einen bunten Topf für ihre Pflanzen oder sie entdeckte bei irgend einer Bauernfrau ein Glasgefäß, das so weiß und keusch und fromm aussah, als stamme es aus einer Kirche, oder sie bezog eines der ihr geschenkten Rissen mit Mustern, die sie irgendwo gesehen und mit sicherem Geschmaack als schön und eigenartig erkannt hatte. Sie brachte es im Lauf der Zeit dazu, zwischen Bierat und harmonischen Farben zu leben, wie ein Laubenvogel, der sich auch aus bunten Steinen, Muschelchen, feinem Sand und Gräsern ein kleines Paradies zu schaffen versteht und darin seine Nachkommenschaft begrüßt und aufzieht.

Martins Leben glich einer goldenen Glückskette. Ein Tag war wie der andere durch Liebe und Freude festgefügt. Die Tage glänzten ihm und die Stunden waren Boten, die eine der andern die Fackel in die Hand drückten. Von Lis ging er zu den Kindern, von den Kindern hinaus in die Felder oder den nahen Wald.

Der Laubenvogel darf sein Paradiesgärtlein schmücken für seine Nachkommen, Martin und Lis blieben allein. Die Bauernfrauen fühlten sich nicht veranlaßt, besonders zartfühlend zu sein. Unendlich oft mußte Lis die Frage hören, ob denn der Storch auf dem Schulhaus noch nicht zu nisten gedenke. Sie ärgerte sich. Das ging ja keinen etwas an. Eine eigentliche Sehnsucht nach Kindern hatte sie nicht, wenn sie es auch reizend fand, ihnen weiße Kleidchen anzuziehen und blaue Bänder in die Haare zu binden. Im

Grunde ihres Herzens war es ihr nicht unangenehm, daß ihre Schönheit nicht von ihren Kindern verzehrt und geraubt wurde und daß sie ebenso zierlich, ebenso schlank und ebenso beweglich blieb wie in ihren Mädchentagen.

Wenn Martin — er tat es selten — einen sehnsüchtigen Blick auf die kleinen Kinder warf, die an den Frühlingstagen auf der Wiese und hinter dem Garten herumspielten, so tröstete ihn Lis leicht hin: „Ach, Kinder können wir ja noch eine ganze Menge kriegen.“ „Ja, Schneckenkinder, wie im Märchen,“ meinte er, fing sich sein großes Kind und küßte es tüchtig. Er hatte, was er sich gewünscht. Was brauchte er sich nach Kindern zu sehnen? Sie würden ihn am Ende nur eifersüchtig machen.

Immer noch gingen die beiden an den Sonntagen in den Wald. Immer noch ging Lis Hand in Hand mit Martin und hörte zu, wie er sang. Immer noch lauschten die Vögel und die Eichhörchen, wenn die herrliche Stimme unter den Buchen dahinzog. Immer noch weitete sich Martins Herz und konnte die Fülle des Glücks nicht fassen, wenn er über Moos und Tannennadeln und Efeu schritt und den Atem des Waldes spürte. Fast zu viel dünkte es ihn für einen Menschen. „Schöne, schöne, schöne Lis,“ jauchzte er zwischen dem Singen in die Baumkronen hinauf, zwischen denen es blau und golden blühte. Wunderbar schön erschien Martin das Leben.

Die Tage liefen Martin wie Perlen durch die Finger. Kaum, daß er sich die Wochen merkte. War ein Monat vorbei, seufzte er freudig, weil er so schön gewesen.